

Fjodor Dostojewski

Der Idiot

Gekürzte Ausgabe



Fjodor Dostojewski

Der Idiot

Gekürzte Ausgabe



Fjodor Dostojewski

**Der Idiot - Gekürzte
Ausgabe**

Dieses Buch präsentiert den Klassiker der Weltliteratur in sorgfältig gekürzter Form. Der Text wurde in modernes Deutsch übertragen, wobei Stil, Ton und Ausdruck des Originals weitgehend beibehalten wurden. Für alle, die einen raschen Zugang zu diesem umfangreichen Klassiker erhalten möchten.

Erster Teil - I

Es war Ende November. Tauwetter herrschte. Gegen neun Uhr morgens näherte sich ein Zug der Stadt. Das Wetter war feucht und neblig. Tageslicht war kaum zu sehen. Man erkannte aus den Fenstern nur wenige Schritte weit etwas. Viele Passagiere kehrten aus dem Ausland zurück. Am vollsten waren die Wagen der dritten Klasse. Dort saßen vor allem Geschäftsleute aus der Umgebung. Alle waren müde. Alle froren. Die Gesichter wirkten fahl und gelblich wie der Nebel.

In einem Wagen dritter Klasse saßen sich seit dem Morgengrauen zwei junge Männer gegenüber. Beide hatten kaum Gepäck dabei. Beide waren schlicht gekleidet. Beide wollten offenbar miteinander sprechen. Der eine war klein, etwa 27 Jahre alt, mit krausem schwarzem Haar und grauen, lebhaften Augen. Sein Gesicht war auffällig blass. Er trug einen warmen schwarzen Pelz. Der andere war etwas größer, blond, mit blauen, ruhigen Augen. Sein Gesicht wirkte erschöpft und war vor Kälte blau. Er trug einen ungeeigneten Mantel und zitterte stark. Sein ganzes Gepäck bestand aus einem kleinen Bündel.

Der Schwarzhaarige musterte ihn und fragte spöttisch: „Ist Ihnen kalt?“

„Ja, sehr kalt“, antwortete der Blonde bereitwillig. „Und dabei ist noch Tauwetter. Ich bin diese Kälte nicht mehr gewohnt.“

„Sie kommen wohl aus dem Ausland?“

„Ja, aus der Schweiz.“

Ein Gespräch begann. Der Blonde erzählte offen von seiner Krankheit und vom Aufenthalt im Ausland. Auf die Frage: „Sind Sie denn nun geheilt?“ antwortete er ruhig: „Nein, geheilt bin ich nicht.“

„Haha!“, lachte der Schwarzhaarige. „Da haben Sie Ihr Geld umsonst bezahlt!“

„Das ist vollkommen richtig!“, mischte sich ein dritter Mann ein. „Sie nutzen uns Russen nur aus!“

„Oh, wie Sie sich in meinem Fall irren!“ erwiderte der Schweizer Patient ruhig und versöhnlich. „Mein Arzt hat mir von seinem wenigen Geld noch die Reise hierher bezahlt. Fast zwei Jahre lang hat er mich sogar aus eigenen Mitteln finanziert.“

„Wie? Hatten Sie wirklich niemanden, der für Sie zahlte?“ fragte der Schwarzhaarige.

„Nein. Herr Pawlischtschew, der meinen Aufenthalt finanziert hatte, starb vor zwei Jahren. Danach schrieb ich an die Generalin Jepantschina, eine entfernte Verwandte. Ich erhielt keine Antwort und reiste schließlich selbst her.“

„Wo wollen Sie denn bleiben?“

„Sie meinen, wo ich wohnen werde? Das weiß ich noch nicht. Es ist alles noch ungewiss.“

„Darüber haben Sie noch keinen Entschluss gefasst?“

Beide Zuhörer lachten wieder.

„Und dieses Bündel ist wohl Ihr ganzer Besitz?“ fragte der Schwarzhaarige.

„Darauf möchte ich wetten“, fiel der Beamte ein. „Und weiteres Gepäck haben Sie sicher nicht. Armut ist ja keine Schande.“

Der Blonde bestätigte dies sofort offen.

„Ihr Bündel hat trotzdem einen gewissen Wert“, fuhr der Beamte lachend fort. „Goldstücke sind wohl kaum darin, das sieht man schon an Ihren ausländischen Gamaschen. Aber wenn man eine Verwandte wie die Generalin Jepantschina hinzurechnet, gewinnt selbst so ein Bündel an Bedeutung. Natürlich nur, wenn sie wirklich Ihre Verwandte sind und Sie sich nicht irren.“

„Oh, da treffen Sie wieder ins Schwarze“, antwortete der Blonde.

„Sie ist kaum meine Verwandte. Ich habe mich auch nicht gewundert, dass ich keine Antwort erhielt. Ich habe es erwartet.“

„Dann war selbst das Porto verschwendet. Aber wenigstens sind Sie ehrlich“, sagte der Beamte. „Den General Jepantschin kenne ich. Auch Pawlischtschew kannte ich, wenn es Nikolai Andrejewitsch war.“

„Ganz richtig, er hieß Nikolai Andrejewitsch Pawlischtschew“, bestätigte der junge Mann.

Währenddessen gähnte der Schwarzhaarige, blickte aus dem Fenster und wartete ungeduldig auf das Ende der Fahrt. Er wirkte zerstreut und nervös.

„Mit wem habe ich eigentlich die Ehre?“ fragte der Beamte plötzlich.

„Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin“, antwortete der Blonde bereitwillig.

„Fürst Myschkin? Kenne ich nicht“, sagte der Beamte. „Der Name ist historisch, aber Fürsten Myschkin begegnet man heute nicht mehr.“

„Kein Wunder“, entgegnete der Fürst. „Außer mir gibt es keine mehr. Ich bin wohl der Letzte.“

„Hahaha! Der Letzte seiner Art!“ kicherte der Beamte.

Der Fürst wurde etwas verlegen. „Ich habe das ohne Absicht gesagt“, erklärte er.

„Sehr begreiflich“, stimmte der Beamte heiter zu.

„Haben Sie dort auch Wissenschaften betrieben, Fürst, bei Ihrem Professor?“ fragte der Schwarzhaarige plötzlich.

„Ja ... allerdings ...“

„Ich habe nie etwas studiert.“

„Auch ich nur sehr wenig“, fügte der Fürst fast entschuldigend hinzu. „Wegen meiner Krankheit hielt man einen geregelten Unterricht für unmöglich.“

„Kennen Sie die Familie Rogoshin?“

„Nein, gar nicht. Ich kenne in Russland nur wenige Menschen. Heißen Sie Rogoshin?“

„Ja. Parfen Rogoshin.“

„Parfen? Sind Sie vielleicht aus jener Familie Rogoshin ...“, begann der Beamte wichtigtuertisch.

„Jawohl, eben jener“, fiel ihm Rogoshin ungeduldig ins Wort.

Der Beamte erstarrte. „Sind Sie der Sohn des Ehrenbürgers Semjon Parfenowitsch Rogoshin, der vor einem Monat starb und zweieinhalb Millionen hinterließ?“

„Woher wissen Sie das mit den Millionen?“ unterbrach Rogoshin verächtlich. Er zwinkerte dem Fürsten zu. „Sehen Sie sich den Kerl an! Mein Vater ist wirklich gestorben. Und ich fahre einen Monat später fast ohne Stiefel von Pskow nach Hause. Mein Bruder und meine Mutter haben mir keinen Kopeken geschickt. Einen ganzen Monat lag ich dort im Fieber.“

„Aber jetzt werden Sie Millionär!“ rief der Beamte begeistert.

„Was geht Sie das an?“ fuhr Rogoshin ihn an. „Ich gebe Ihnen keinen Kopeken, selbst wenn Sie Kopfstand machen.“

„Das werde ich tun!“

„Dann tanzen Sie eben. Sie bekommen trotzdem nichts.“

„Ich verlange nichts! Ich tanze aus Freundlichkeit!“

„Schande über Sie!“ sagte Rogoshin und wandte sich an den Fürsten. „Vor fünf Wochen war ich wie Sie. Mit einem Bündel floh ich vor meinem Vater nach Pskow. Er schlug mich fast tot. Wäre ich nicht geflohen, hätte er mich erschlagen.“

„Hatten Sie ihn gereizt?“ fragte der Fürst aufmerksam.

Rogoshin erzählte weiter. Sein Bruder habe ihn am schlimmsten behandelt. Die Mutter habe alles dem Bruder überlassen. Ein Telegramm sei zwar abgeschickt worden, doch seine Tante habe es aus Angst ungeöffnet bei der Polizei abgegeben. Erst Konew habe ihn informiert. Der Bruder habe nachts die goldenen Quasten vom Sarg abgeschnitten.

„Ist das Heiligtumsschändung?“ rief Rogoshin dem Beamten zu.

„Jawohl!“

„Und kommt man dafür nach Sibirien?“

„Nach Sibirien!“

„Zu Hause glauben sie, ich sei noch krank“, fuhr Rogoshin fort. „Aber ich bin heimlich aufgebrochen. Wegen der Sache mit Nastasja Filippowna habe ich den Vater wirklich erzürnt. Daran bin ich schuld.“

„Nastasja Filippowna?“ fragte der Beamte kriechend.

„Die kennen Sie nicht!“ schrie Rogoshin.

„Doch, ich kenne sie!“

„Unsinn!“

„Es ist Nastasja Filippowna Baraschkowa“, erklärte der Beamte triumphierend. „Sie steht in Verbindung mit Afanassij Iwanowitsch Tozkij, einem reichen Gutsbesitzer und Freund des Generals Jepantschin.“

„Na, nun sieh mal an!“ rief Rogoshin erstaunt. „Pfui Teufel, er weiß tatsächlich genau Bescheid.“

„Er weiß alles! Lebedew weiß alles!“ rief der Beamte begeistert. „Zwei Monate lang war ich der Begleiter Alexaschka Lidiatschows, nach dem Tod seines Vaters. Jetzt sitzt er im Schuldgefängnis. Damals lernte ich Fräulein Armance, Fräulein Coralie, die Fürstin Pazkaja und auch Nastasja Filippowna kennen.“

„Nastasja Filippowna? Hatte sie etwa mit Lichatschow ...“ rief Rogoshin heftig. Seine Lippen wurden blass.

„Nein! Nein! Entschieden nein!“ beeilte sich der Beamte. „Bei ihr kam Lichatschow mit Geld nicht weiter. Da ist nur Tozkij. Abends sitzt sie im Theater in ihrer eigenen Loge. Die Offiziere reden viel, aber beweisen kann niemand etwas.“

„Ja, so ist es“, sagte Rogoshin finster. „Auch Saljoshew sagte mir das. Ich ging damals im alten Rock meines Vaters über den Newskij-Prospekt. Sie kam aus einem Laden und stieg in ihren Wagen. Ich stand sofort in Flammen. Saljoshew sagte zu mir: ‚Die ist nichts für dich. Sie ist eine Fürstin, Nastasja Filippowna Baraschkowa und lebt mit Tozkij. Tozkij ist 55 und will heiraten.‘ Er sagte mir auch: ‚Heute Abend kannst du sie im Theater sehen.‘

Bei uns zu Hause hätte einer nur sagen sollen, er wolle ins Ballett gehen. Der Vater hätte ihn halbtot geprügelt. Ich schlich mich trotzdem fort und sah sie wieder. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen. Am nächsten Morgen gab mir der Vater zwei Staatsschuldscheine und sagte: ‚Verkaufe sie, zahle 7'500 Rubel bei Andrejew ein und bring den Rest zurück.‘ Ich verkaufte die Scheine, ging aber nicht zu Andrejew. Ich kaufte Ohrringe mit großen Brillanten. 400 Rubel blieb ich schuldig. Dann ging ich zu Saljoshew und sagte: ‚Wir gehen zu Nastasja Filippowna.‘

Wir traten in ihren Salon. Sie kam selbst. Saljoshew sagte: ‚Von Parfen Rogoshin ein kleines Andenken.‘ Sie öffnete das Etui, lächelte und sagte: ‚Sagen Sie Herrn Rogoshin meinen Dank für seine Aufmerksamkeit.‘ Dann ging sie hinaus.

Warum bin ich damals nicht tot umgefallen? Am schlimmsten war, dass Saljoshew das gesagt hatte. Er war geschniegelt, ich stand da wie ein Plebejer. Wahrscheinlich hielt sie ihn für mich. Draußen sagte ich zu ihm: ‚Wage es nicht, mir noch einmal unter die Augen zu kommen.‘ Er lachte nur.

Der Vater erfuhr alles. Er sperrte mich ein und prügelte mich eine Stunde. Er sagte: ‚Das ist nur der Anfang.‘ Dann fuhr er selbst zu ihr, flehte sie an, bekam die Ohrringe zurück und hörte von ihr: ‚Grüßen Sie Parfen Semjonytsch von mir.‘

Ich ließ mich von der Mutter segnen, borgte 20 Rubel und floh nach Pskow. Dort lag ich fiebernd, betrunken und verwundet. Nur mit Mühe kam ich wieder zu mir.“

„Nun wird Nastasja Filippowna anders mit uns reden“, kicherte der Beamte. „Jetzt sind Ohrringe kein Hindernis mehr.“

„Hören Sie zu! Wenn Sie auch nur noch ein einziges Wort über Nastasja Filippowna sagen, dann Gnade Ihnen Gott! Ich prügle Sie durch, auch wenn Sie mit Lichatschow verkehrt haben!“ schrie Rogoshin und packte ihn am Kragen.

„Aber wenn Sie mich prügeln, stoßen Sie mich ja nicht von sich! Prügeln Sie mich nur! Gerade dadurch werden wir Freunde! Aber da sind wir angekommen!“

Der Zug fuhr in den Bahnhof ein. Trotz seiner heimlichen Abreise warteten schon mehrere Menschen auf Rogoshin. Sie winkten ihm zu.

„Sieh mal, Saljoshew ist auch da!“ murmelte Rogoshin mit einem boshaften Lächeln. Dann wandte er sich an den Fürsten. „Fürst, ich weiß nicht, warum ich dich lieb gewonnen habe. Komm zu mir! Ich kaufe dir einen Pelz, neue Kleider, stopfe dir die Taschen voll Geld und dann fahren wir zu Nastasja Filippowna. Kommst du?“

„Gehen Sie darauf ein, Fürst Lew Nikolajewitsch!“ rief Lebedew feierlich. „Lassen Sie sich das nicht entgehen!“

Der Fürst stand auf und sagte freundlich: „Ich komme sehr gern. Sie haben mir gefallen, besonders als Sie von den Brillantohrgehängen erzählten. Kleider und einen Pelz brauche ich wirklich. Geld habe ich fast keines.“

„Geld wird da sein!“ rief Rogoshin.

„Zum Abend wird welches da sein!“ bestätigte der Beamte.

„Bist du ein Freund der Frauen?“ fragte Rogoshin.

„Nein“, antwortete der Fürst ruhig. „Ich kenne die Frauen kaum.“

„Dann bist du ein Gottesnarr, Fürst und solche liebt Gott.“

„Und Gott der Herr liebt sie“, fügte Lebedew hinzu.

Alle verließen den Wagen. Der Fürst trennte sich bald von ihnen und nahm wegen der Nässe eine Droschke.

II

General Jepantschin wohnte in seinem eigenen Haus unweit der Litejnaja, nahe der Preobraschenskij-Kathedrale. Der größte Teil des Hauses war vermietet. Außerdem besaß er ein großes, sehr einträgliches Haus in der Sadowaja, ein bedeutendes Gut bei Petersburg und eine Fabrik im Petersburger Kreis. Früher hatte er sich auch an Branntweinpachtungen beteiligt. Jetzt war er Mitglied mehrerer Aktiengesellschaften und verfügte dort über erheblichen Einfluss. Er galt als wohlhabend, tatkräftig und gut vernetzt. Er hatte sich an manchen Stellen unentbehrlich gemacht.

Allgemein war bekannt, dass Iwan Fjodorowitsch Jepantschin ohne höhere Bildung war und aus einfachen Verhältnissen stammte. Das schadete ihm nicht, doch mochte er keine Anspielungen darauf. Er war klug, erfahren und verstand es, sich nicht vorzudrängen. Oft stellte er sich so dar, als führe er nur fremde Ideen aus. Er gab sich als treu ergebener, bodenständiger Mensch. Dabei erlebte er manches Komische, verlor aber nie die Fassung. Er hatte Glück im Spiel, spielte hoch und verbarg diese Schwäche nicht, weil sie ihm oft nützte. Seine gesellschaftlichen Kreise waren verschieden, aber stets angesehen. Vor ihm lag noch eine große Zukunft. Mit 56 Jahren stand er in den besten Jahren seines Lebens. Gesundheit, Aussehen und Auftreten begünstigten seinen Erfolg.

Der General hatte eine Familie, auf die er große Hoffnungen setzte. Sie bestand aus seiner Frau und drei

erwachsenen Töchtern. Er hatte jung geheiratet, als Leutnant, eine fast gleichaltrige Frau ohne Schönheit und Bildung. Diese Ehe erwies sich als nützlich. Der General bereute sie nie. Er schätzte seine Frau und fürchtete sie sogar ein wenig. Die Generalin stammte aus dem alten Fürstengeschlecht Myschkin und war stolz auf ihre Herkunft. Durch einflussreiche Gönner erhielt der junge Offizier damals einen Anstoß zur Karriere. Die Ehe verlief über viele Jahre weitgehend einträchtig. Die Generalin verstand es früh, hochgestellte Gönnerinnen zu gewinnen und bewegte sich später sicher in höheren Kreisen.

Die drei Töchter Alexandra, Adelaida und Aglaja waren herangewachsen. Sie besaßen Mitgift, fürstliche Abstammung mütterlicherseits und einen ehrgeizigen Vater. Alle drei waren hübsch, die jüngste, Aglaja, sogar eine große Schönheit. Sie galten als gebildet, klug und talentiert. Die Schwestern liebten sich sehr und unterstützten einander. In Gesellschaft waren sie bescheiden, aber stolz. Alexandra war musikalisch, Adelaida eine begabte Malerin. Man sprach viel Gutes über sie, doch es gab auch Neider, die sich über ihren großen Bildungshunger empörten. Mit dem Heiraten hatten sie es nicht eilig, obwohl jedermann die ehrgeizigen Pläne ihres Vaters kannte.

Es war gegen elf Uhr, als der Fürst an der Wohnung des Generals klingelte. Die Wohnung lag im zweiten Stock und war schlicht, aber dem Rang angemessen. Ein livrierter Diener öffnete und betrachtete den Fürsten und sein Bündel misstrauisch. Erst nach langen Erklärungen, dass er wirklich Fürst Myschkin sei und den General dringend sprechen müsse, führte man ihn in ein kleines Vorzimmer. Dort übergab man ihn einem zweiten Diener, einem ernsten Mann im Frack, der Besucher anmeldete. „Warten Sie im

Empfangszimmer und lassen Sie Ihr Bündel hier!“ sagte der Diener streng.

„Wenn Sie erlauben, möchte ich lieber hier warten“, entgegnete der Fürst ruhig. „Was soll ich dort allein?“

„Hier können Sie nicht bleiben. Wollen Sie zum General selbst?“

„Ja, ich habe ein Anliegen ...“

„Das geht mich nichts an. Ohne den Sekretär kann ich Sie nicht melden.“

Der Diener wurde immer misstrauischer. Schließlich fragte er zögernd: „Sind Sie wirklich aus dem Ausland gekommen?“

„Ja, direkt von der Bahn. Sie wollten wohl fragen, ob ich wirklich Fürst Myschkin bin.“

„Hm ...“

„Ich versichere Ihnen, dass ich Sie nicht täusche. Mein Anzug erklärt sich daraus, dass meine Mittel im Moment gering sind.“

„Hm ... Darf ich fragen: Wollen Sie den General um Unterstützung bitten?“

„O nein, darüber seien Sie ganz beruhigt. Ich habe ein anderes Anliegen.“

Der Diener erklärte, der General sei gerade mit einem Oberst beschäftigt. Der Sekretär werde später kommen.

„Wenn ich lange warten muss“, fragte der Fürst freundlich, „kann man hier irgendwo rauchen? Ich habe eine Pfeife bei

mir.“

„Rauchen?“ rief der Diener empört. „Hier raucht man nicht. Schämen Sie sich!“

„Ich meinte ja nicht hier“, erwiderte der Fürst ruhig. „Aber wie Sie wünschen. Es gibt ja das Sprichwort: Kommst du in ein fremdes Kloster ...“

„Wie soll ich Sie überhaupt melden?“ murmelte der Diener. „Beabsichtigen Sie etwa, hier zu wohnen?“

„Nein. Ich bin nur gekommen, um mich vorzustellen.“

„Wie? Sie sagten doch, Sie hätten ein Anliegen!“

„Wenn man will, bitte ich um einen Rat. Vor allem aber stelle ich mich vor. Ich bin Fürst Myschkin und die Generalin Japantschina stammt ebenfalls aus der Familie Myschkin.“

„Also sind Sie ein Verwandter?“ rief der Diener erschrocken.

„Sehr entfernt. Ich schrieb der Generalin einst aus dem Ausland, erhielt aber keine Antwort. Dennoch hielt ich es für richtig, mich vorzustellen. Melden Sie nur, dass Fürst Myschkin hier ist. Ob man mich empfängt oder nicht, ist gleich. Doch ich glaube, die Generalin wird den letzten Vertreter ihres Geschlechts sehen wollen.“

Die Mitteilungen des Fürsten waren ganz einfach und natürlich. Gerade deshalb wirkten sie in diesem Augenblick sonderbar. Der erfahrene Kammerdiener fand sie für ein Gespräch von Mensch zu Mensch passend, aber von einem Gast zu einem Diener völlig unangebracht. Ihm kamen zwei Möglichkeiten in den Sinn: Entweder war der Fürst ein

Herumtreiber, der um Almosen bitten wollte, oder er war ein Narr ohne Ehrgefühl, denn ein vernünftiger Fürst würde nicht im Vorzimmer sitzen und mit einem Diener über persönliche Dinge sprechen.

„Sie sollten sich dennoch ins Empfangszimmer begeben“, sagte der Diener bestimmt.

„Wenn ich dort gesessen hätte, hätte ich Ihnen das alles nicht erklären können“, antwortete der Fürst heiter. „Dann hätten Sie sich wegen meines Mantels und Bündels weiter beunruhigt.“

„Ohne den Sekretär darf ich Sie nicht anmelden“, erwiderte der Diener. „Außerdem hat der General befohlen, nicht gestört zu werden. Nur Gawrila Ardalionytsch darf hinein.“

„Ist das ein Beamter?“

„Nein. Er arbeitet für eine Aktiengesellschaft. Legen Sie wenigstens Ihr Bündel hin.“

„Das wollte ich ohnehin tun. Soll ich auch den Mantel ablegen?“

„Natürlich. Sie können doch nicht im Mantel hineingehen.“

Der Fürst zog den Mantel aus. Darunter trug er ein ordentliches, wenn auch abgetragenes Jackett. An seiner Weste hing eine silberne Uhrkette.

„Wann empfängt die Generalin?“ fragte der Fürst.

„Das kommt auf die Person an. Die Schneiderin wird früh empfangen.“

„Im Winter ist es hier wärmer als im Ausland“, bemerkte der Fürst. „Dafür sind dort die Straßen wärmer.“

„Wird dort nicht geheizt?“

„Doch, aber anders gebaut.“

„Waren Sie lange im Ausland?“

„Vier Jahre. Ich wundere mich selbst, dass ich noch so gut Russisch spreche. Vielleicht rede ich deshalb so viel.“

„Haben Sie früher in Petersburg gewohnt?“

„Kaum. Jetzt ist hier alles neu. Man spricht viel von den Gerichten.“

„Geht es dort gerechter zu?“

„Das weiß ich nicht. Bei uns ist die Todesstrafe abgeschafft.“

„Aber dort gibt es Hinrichtungen?“

„Ja. Ich habe eine in Lyon gesehen.“

„Hängen sie die Menschen auf?“

„Nein, sie schlagen die Köpfe ab.“

„Schreit der Mensch dabei?“

„Nein. Es geht schnell. Die Vorbereitungen sind das Schreckliche.“

„Die Weiber sollten da nicht zuschauen.“

„Gewiss, gewiss! Solche Qualen mit anzusehen!“ sagte der Fürst bewegt. „Der Verurteilte war ein gebildeter, mutiger Mann, 45 Jahre alt. Legros hieß er. Als er auf das Schafott stieg, weinte er und war weiß wie Papier. Ist das nicht entsetzlich? Wer weint denn vor Angst? Ich hätte nie gedacht, dass ein erwachsener Mann so weinen kann. Was muss da mit der Seele geschehen? Es heißt: ‚Du sollst nicht töten!‘ Und dann tötet man doch. Nein, das darf nicht sein. Es ist einen Monat her, aber ich sehe es noch vor mir.“

Der Fürst sprach ruhig, doch sein Gesicht rötete sich. Der Kammerdiener hörte aufmerksam zu.

„Es ist wenigstens gut, dass es schnell geht“, sagte er vorsichtig.

„Gerade das macht mir Angst“, erwiderte der Fürst lebhaft. „Alle sagen das. Aber denken Sie doch: Bei Folter gibt es Schmerzen, die von der Seele ablenken. Hier aber weiß der Mensch genau: In einer Stunde, in zehn Minuten, jetzt gleich wird er aufhören zu leben. Diese Gewissheit ist das Schrecklichste. Wenn der Kopf schon unter dem Messer liegt und man es über sich hört, dann ist diese Viertelsekunde schlimmer als alles. Ich bin mir sicher: Die Hinrichtung ist schlimmer als ein Mord durch einen Räuber. Der Überfallene hofft bis zuletzt. Hier wird jede Hoffnung genommen. Das ist eine Qual, schlimmer als jede andere. Stellt man einen Soldaten vor eine Kanone, hofft er noch. Liest man ihm das Todesurteil vor, verliert er den Verstand. Wozu diese grausame, sinnlose Marter? Man stelle sich vor, man sagt danach: ‚Du bist begnadigt.‘ So ein Mensch könnte erzählen, was Angst ist. So darf man mit Menschen nicht umgehen!“

Der Kammerdiener war sichtlich gerührt. „Wenn Sie rauchen möchten“, sagte er leiser, „können Sie es dort tun,

unter der Treppe. Aber beeilen Sie sich.“

Dazu kam es nicht. Ein junger Mann mit Papieren trat ein. Der Diener nahm ihm den Pelz ab und flüsterte ihm etwas zu.

„Sie sind Fürst Myschkin?“ fragte der junge Mann freundlich.

Er war schlank, blond, etwa 28 Jahre alt, mit kleinem Bart und klugen Augen. Sein Lächeln war höflich, aber prüfend.

Der Fürst erklärte ihm hastig alles Wichtige. Gawrila Ardalionowitsch überlegte kurz und fragte: „Haben Sie nicht vor etwa einem Jahr aus der Schweiz an Lisaweta Prokofjewna geschrieben?“

„Ganz richtig.“

„Dann wird man sich Ihrer erinnern. Ich melde Sie sofort.“

Da öffnete sich die Tür. Eine Stimme rief: „Ganja, komm herein!“

Kurz darauf erklang: „Bitte treten Sie näher, Fürst.“

III

General Iwan Fjodorowitsch Jepantschin stand mitten in seinem Arbeitszimmer und betrachtete den eintretenden Fürsten mit großer Neugier. Er ging ihm sogar ein paar Schritte entgegen. Der Fürst stellte sich vor.

„Sehr wohl“, sagte der General, „womit kann ich dienen?“

„Ein dringliches Geschäft habe ich nicht“, antwortete der Fürst ruhig. „Ich wollte nur Ihre Bekanntschaft machen. Ich komme eben von der Bahn, aus der Schweiz.“

Der General war nahe daran zu lächeln, hielt sich jedoch zurück. Er musterte den Fürsten aufmerksam, bot ihm dann einen Stuhl an und setzte sich selbst gegenüber. Ganja stand am Schreibtisch und blätterte in Papieren.

„Für neue Bekanntschaften habe ich wenig Zeit“, sagte der General. „Aber Sie werden wohl eine Absicht haben.“

„Das dachte ich mir“, entgegnete der Fürst. „Aber bei Gott, außer dem Wunsch, Sie kennenzulernen, habe ich keine besondere Absicht.“

„Das Vergnügen ist ehrenwert“, erwiderte der General, „doch erkenne ich bisher keinen triftigen Grund für Ihren Besuch.“

„Einen triftigen Grund gibt es nicht“, sagte der Fürst offen. „Dass ich Fürst Myschkin bin und Ihre Gemahlin aus unserer Familie stammt, ist kein solcher Grund. Aber ich

war über vier Jahre im Ausland, damals fast nicht bei Sinnen und ich kenne jetzt niemanden. Ich brauche Umgang mit guten Menschen. Außerdem habe ich eine kleine geschäftliche Angelegenheit und weiß nicht, an wen ich mich wenden soll. Ich dachte: Das sind beinahe Verwandte, dort fange ich an.“

Der General sah ihn erstaunt an. „Wo sind Sie abgestiegen?“

„Noch nirgends.“

„Also direkt von der Bahn hierher? Und Ihr Gepäck?“

„Ein kleines Bündel mit Wäsche. Mehr habe ich nicht.“

„Dann wollen Sie also in einen Gasthof gehen?“

„Ja.“

„Ich dachte schon, Sie wollten bei mir wohnen.“

„Nur auf Einladung. Aber selbst dann würde ich nicht bleiben.“

Der General nickte kühl. „Da wir also keine Verwandtschaft haben, folgt daraus ...“

„Dass ich gehen soll?“ sagte der Fürst, stand auf und lächelte. „Ich habe mir den Verlauf genau so vorgestellt. Ich bekam ja auch auf meinen Brief keine Antwort. Leben Sie wohl und entschuldigen Sie die Störung.“

Seine freundliche Art ließ den General innehalten. „Warten Sie“, sagte er in anderem Ton. „Ich kenne Sie noch gar nicht und Lisaweta Prokofjewna möchte vielleicht ihren Namensvetter sehen. Bleiben Sie doch einen Augenblick.“

„Meine Zeit gehört Ihnen“, antwortete der Fürst und legte seinen Hut ab. „Ich bin nicht gekommen, um Unterstützung zu erbitten, sondern um Menschen kennenzulernen.“

„Wenn Sie wirklich so sind, wie Sie scheinen“, sagte der General lächelnd, „könnte die Bekanntschaft angenehm sein. Ich bin allerdings sehr beschäftigt. Aber sagen Sie mir: Wie alt sind Sie?“

„26.“

„Ich hätte Sie jünger geschätzt.“

„Man sagt mir das oft“, erwiderte der Fürst.

Der General sah ihn prüfend an. „Besitzen Sie Vermögen? Oder suchen Sie eine Beschäftigung?“

„Ich besitze nichts“, antwortete der Fürst ruhig. „Ich habe von fremdem Geld gelebt. Mein Professor gab mir das Reisegeld. Jetzt habe ich nur noch ein paar Kopeken. Ich suche eine Arbeit und brauche Rat.“

„Wovon wollen Sie zunächst leben?“ fragte der General. „Und was planen Sie für die Zukunft?“

„Ich wollte irgendwie arbeiten.“

„Ach, Sie sind also ein Philosoph“, sagte der General. „Aber besitzen Sie nach Ihrem eigenen Urteil irgendwelche Talente oder wenigstens Fähigkeiten, mit denen man sein Brot verdienen kann? Verzeihen Sie ...“

„Oh, eine Entschuldigung ist nicht nötig. Nein, ich besitze meiner Meinung nach weder Talente noch besondere Fähigkeiten. Wegen meiner Krankheit habe ich keinen regelmäßigen Unterricht erhalten.“

Der General unterbrach ihn erneut und fragte weiter. Der Fürst erzählte noch einmal seine ganze Geschichte. Es zeigte sich, dass der General den verstorbenen Pawlischtschew gekannt hatte. Der Fürst erklärte, dass er früh Waise geworden sei, auf dem Land aufgewachsen und wegen seiner Gesundheit dortgeblieben sei. Pawlischtschew habe ihn Verwandten anvertraut und für Lehrer gesorgt. Die Krankheit habe ihn oft beinahe zum Idioten gemacht, wie er selbst sagte. Später habe Pawlischtschew in Berlin den Schweizer Professor Schneider kennengelernt, der sich mit solchen Krankheiten beschäftige. Zu ihm sei der Fürst vor vier Jahren in die Schweiz geschickt worden. Nach Pawlischtschews Tod habe Schneider ihn weiter unterstützt und seinen Zustand deutlich gebessert.

Der General war erstaunt. „Und Sie kennen in Russland wirklich niemanden?“

„Zurzeit niemand ... aber ich hoffe ... außerdem habe ich einen Brief erhalten ...“

„Aber Sie haben doch etwas gelernt“, unterbrach ihn der General. „Ihre Krankheit hindert Sie nicht daran, eine leichte Stelle im Staatsdienst anzunehmen?“

„Oh nein. Ich wünsche mir sogar sehr, eine Stelle zu bekommen. Ich möchte selbst sehen, wozu ich taue. Ich habe vier Jahre lang viel gelesen, vor allem russische Bücher.“

„Russische Bücher? Können Sie also richtig russisch schreiben?“

„Sehr wohl.“

„Und Ihre Handschrift?“

„Meine Handschrift ist ausgezeichnet. Ich bin sogar Kalligraph. Darf ich Ihnen gleich etwas schreiben?“

„Bitte sehr. Das ist sogar notwendig. Ihre Bereitwilligkeit gefällt mir.“

Der Fürst betrachtete begeistert das Arbeitszimmer. „Was für schöne Schreibutensilien! Und dieses Bild – das ist die Schweiz, aus dem Kanton Uri.“

„Das kann sein“, sagte der General. „Ganja, gib dem Fürsten Papier.“

In diesem Moment zeigte Ganja dem General eine große Photographie.

„Ah, Nastasja Filippowna!“ rief der General. „Hat sie dir das selbst gegeben?“

„Ja. Vielleicht ist es eine Anspielung, dass ich ohne Geschenk kam“, sagte Ganja unsicher.

„Unsinn! Sie ist nicht eigennützig“, erwiderte der General. „Was könntest du ihr auch schenken?“

„Sie denken an den heutigen Abend?“ fragte Ganja. „Sie haben doch eine Einladung?“

„Gewiss. Heute wird sie 25. Und weißt du, Ganja: Sie hat versprochen, heute das letzte Wort zu sagen – Sein oder Nichtsein.“

Ganja wurde bleich. „Hat sie das wirklich gesagt?“

„Ja. Aber sie bat, dir nichts zu verraten.“

„Bedenken Sie“, sagte Ganja hastig, „dass sie mir volle Freiheit gelassen hat ...“

„Willst du dich etwa entziehen?“ rief der General erschrocken.

„Ich habe nichts gesagt“, antwortete Ganja leise.

„Das fehlte auch noch, dass du dich weigertest!“ rief der General ärgerlich. „Du sollst nicht nur nicht ablehnen, sondern mit Freude ihr Jawort empfangen. Wie steht es denn bei dir zu Hause?“

„Bei mir zu Hause läuft alles nach meinem Willen“, erwiderte Ganja. „Der Vater ist völlig heruntergekommen, mit ihm rede ich nicht mehr. Die Mutter weint ständig, die Schwester widerspricht, aber ich habe klar gesagt, dass ich mein Schicksal selbst bestimme.“

Der General schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ganz klar wird mir das noch immer nicht. Nina Alexandrowna hat mir neulich vorgejammert und von einer Entehrung gesprochen. Aber worin soll diese Entehrung liegen? Wer kann Nastasja Filippowna etwas vorwerfen? Dass sie mit Tozkij verbunden war? Das ist doch Unsinn! Und dann sagte sie noch: ‚Sie werden sie doch nicht mit Ihren Töchtern verkehren lassen.‘ Eine arge Verkennung ... eine arge Verkennung ...“

„Der eigenen Stellung“, ergänzte Ganja. „Aber sie versteht ihre Stellung. Seien Sie ihr nicht böse. Ich habe ihnen deutlich gesagt, dass sie sich nicht einmischen sollen. Doch alles bleibt nur ruhig, solange das letzte Wort nicht gesprochen ist. Heute wird es fallen.“

Der Fürst hatte in einer Ecke kalligraphiert. Nun trat er vor und reichte dem General sein Blatt. Dabei betrachtete er das Porträt. „Also das ist Nastasja Filippowna? Eine wunderbar schöne Frau!“

„Sollen wir die Tür zuschließen?“

„Ja, wir schließen sie zu.“

Sie schlossen die Tür und legten sich wieder hin. Lange sagten sie kein Wort.

„Ach ja!“ flüsterte der Fürst plötzlich hastig. „Die Karten! Ich habe gehört, du hast mit ihr Karten gespielt?“

„Ja“, antwortete Rogoshin nach einer Pause.

„Wo sind die Karten?“

„Hier“, sagte Rogoshin leise und zog ein gebrauchtes Kartenspiel aus der Tasche.

Der Fürst nahm es, doch ein dumpfes Gefühl überkam ihn. Er merkte plötzlich, dass er nicht von dem sprach, wovon er sprechen musste und dass die Karten ihm nichts helfen konnten. Er stand auf und schlug verzweifelt die Hände zusammen. Rogoshin lag regungslos da, die Augen weit offen und glänzend.

Eine halbe Stunde verging. Dann begann Rogoshin plötzlich laut zu schreien und zu lachen: „Den Offizier! Erinnerst du dich, wie sie den Offizier mit dem Stock schlug? Hahaha! Und der Leutnant ... der Leutnant...“

Der Fürst sprang erschrocken auf. Als Rogoshin wieder schwieg, setzte er sich zu ihm, beugte sich über ihn und sah ihn angstvoll an. Es wurde allmählich hell. Rogoshin murmelte, schrie, lachte. Der Fürst streichelte ihm leise über Kopf und Wangen, mehr konnte er nicht tun. Seine Beine wurden ihm wieder wie gelähmt.

Schließlich legte er sich kraftlos neben ihn und schmiegte sein Gesicht an Rogoshins Gesicht. Tränen liefen über seine Wangen, ohne dass er es noch merkte.

Viele Stunden später fand man Rogoshin bewusstlos im Fieber. Der Fürst saß regungslos neben ihm, erkannte niemanden mehr und verstand keine Frage. Hätte Schneider ihn gesehen, er hätte wieder gesagt: „Ein Idiot!“

XII

Als die Lehrerwitwe eilig nach Pawlowsk fuhr, berichtete sie Darja Alexejewna alles, was sie wusste, und steigerte damit deren Angst. Zusammen mit Lebedew und Wera Lebedewa beschlossen sie, sofort nach Petersburg zu fahren, um zu verhindern, „was sehr leicht geschehen könnte“. Bereits am nächsten Vormittag wurde Rogoshins Wohnung von der Polizei geöffnet. Ausschlaggebend war die Aussage des Hausknechtes, er habe Parfen Rogoshin am Abend leise mit einem Gast eintreten sehen.

Rogoshin lag zwei Monate an Gehirnentzündung krank. Nach seiner Genesung folgten Untersuchung und Gerichtsverhandlung. Er machte klare, vollständige Aussagen, so dass der Fürst nicht hinzugezogen wurde. Sein Verteidiger erklärte die Tat als Folge einer langen Krankheit. Rogoshin widersprach nicht, fügte aber auch nichts hinzu. Er wurde zu 15 Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt und hörte das Urteil schweigend an. Sein Vermögen ging fast vollständig an seinen Bruder über.

Viele andere Personen blieben, wie sie waren. Ippolit starb etwa zwei Wochen nach Nastasja Filippowna. Kolja war tief erschüttert und blieb bei seiner Mutter. Durch ihn wurde auch das weitere Schicksal des Fürsten geordnet. Er wandte sich an Jewgenij Pawlowitsch Radomskij, der sich des Fürsten annahm und seine Rückkehr in das Schneidersche Institut in der Schweiz ermöglichte.

Jewgenij Pawlowitsch reiste selbst ins Ausland und besuchte den Fürsten regelmäßig. Schneider zeigte sich

immer besorgter und sprach von schwerer geistiger Zerrüttung. Jewgenij Pawlowitsch nahm dies sehr zu Herzen. Er schrieb regelmäßig Briefe, auch an Kolja und nach jedem Besuch bei Schneider schickte er einen ausführlichen Bericht an Wera Lebedewa. Zwischen beiden entwickelte sich ein herzlicher Briefwechsel.

In manchen Briefen berichtete Jewgenij Pawlowitsch auch über die Familie Jepantschin. Über Aglaja schrieb er, sie habe nach einer kurzen Leidenschaft einen polnischen Emigranten geheiratet. Später stellte sich heraus, dass dieser kein Graf war und kein Vermögen besaß. Er entfremdete Aglaja vollständig von ihrer Familie. Lisaweta Prokofjewna und die Töchter waren tief erschüttert.

Bei einem Wiedersehen in der Schweiz sah Lisaweta Prokofjewna den kranken Fürsten und weinte bitterlich. Alles schien ihm verziehen. Fürst Schtsch. sprach verständig und es schien, dass Adelaida sich künftig seinem Rat unterordnen würde. Die Familie hatte viel gelernt.

Lisaweta Prokofjewna sehnte sich nach Russland zurück und klagte über das Ausland. „Nirgends verstehen sie ordentlich Brot zu backen“, sagte sie und zeigte auf den Fürsten: „Wenigstens habe ich hier über diesen Armen auf russische Art weinen können.“ Zum Abschied fügte sie zornig hinzu: „Dieses ganze Ausland, das ist alles bloße Phantasie ... denken Sie an mein Wort; Sie werden selbst sehen, dass es so ist!“